

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Göthe's Denkmal

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

Goethe's Denkmal.

(Tafel 1 u. 2.)

„Die andern Dichter seiner Zeit, Klopstock nicht ganz ausgenommen, haben etwas werden wollen und sind etwas geworden: Goethe hat nichts werden wollen und ist nichts geworden: er ist gewesen, was er war.“

Diese Worte treffen die Wahrheit bis in den Kern. Also, statt eine trockene Biographie zu geben, welche anfängt „geboren den 28. August 1749“ und aufhört „gestorben den 22. März 1832,“ wollen wir aus dem Buche, in welchem diese Worte stehen, noch einiges Weitere nachfolgen lassen *). Bekanntschaft mit Goethe's Leben und Werken können wir ohnehin bei unsern Lesern getrost voraussetzen.

„Der erste, allgemeinste, und man kann wohl sagen der nothwendige Eindruck, welchen Goethe's Dichterpersönlichkeit macht, ist der einer starken vollkommenen Gesundheit; bekanntlich machte seine leibliche Persönlichkeit nicht allein bis zu dem Tage seines Todes, sondern auch noch nach dem Tode denselben Eindruck. In seinem ganzen Wesen lag nichts Gespanntes, nichts Ueberreiztes, nichts Gewaltiges: es war nicht

seine Art sich entfernte Ziele zu stecken, deren Erreichung problematisch war. Was er als Dichter gab, war sein wirkliches, volles Eigenthum, aus seinen Erlebnissen und Erfahrungen herausgelöst, wie eine reife Frucht vom Baume gefallen; er bedurfte keiner künstlichen Wärme, um seine goldenen Hesperidenäpfel zu zeitigen, keines gewaltsamen Aufpumpens des Dichtungsquelles, keines mühsamen Suchens nach den Goldkörnern unter Ortes und Schutt. Dichtete er, so dichtete er aus innerem Drange, aus Bedürfnis und psychischer Nothwendigkeit, und ließ dieser Drang nach — wie bei einer gesunden Natur in jeder andern Sphäre auf Zeiten des lebendigsten freudigsten Schaffens nothwendig Zeiten der Ruhe, der Improductivität, ja der scheinbaren Dürre und Unfruchtbarkeit folgen, — war das Bedürfnis des Dichtens nicht vorhanden, so war er ruhig, war er gesund genug, das langsame Zeitigen der noch unreifen Frucht Jahre lang abzuwarten, des freiwilligen Herausströmens des lebendigen Dichtungsborns aus den verborgenen Atern des Gemüthes geduldig zu harren, — geduldig zu harren, bis der vorüberauschende Strom des Lebens ihm die Goldkörner der Dichtung von selbst an das Ufer und vor die Füße spülte, so daß er sie nur aufzuheben hatte. Seinem offenen gesunden Auge zeigten sich die Dinge nicht in trüglischen Nebelbildern, in verschobenen eckigen verzerrten Formen, vielmehr überall in ihrer wahren einfachen natürlichen Gestalt,

*) Die hier mitgetheilten Stellen sind aus der so eben erscheinenden „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von A. J. C. Vilmar, einem Buche das die Resultate bisheriger Forschungen zu einem reichen Schatze sammelt, auf einem sehr hohen Standpunkte eine besonnene spiegelreine Klarheit zeigt und als ein ausgezeichnetes Werk unsern Lesern nicht genug empfohlen werden kann.

und wie er oft genug selbst ausgesprochen hat, er ging nicht darauf aus, aus den Dingen etwas zu machen, ihnen von vorn herein mit seinen Angewohnungen, Ansichten, Urtheilen und Vorurtheilen, überhaupt mit der Kritik entgegen zu treten, sondern sie gelten zu lassen in ihrer vollen Eigenthümlichkeit, sie auf sich bildend und bestimmend einwirken zu lassen, sie sich ganz zu eigen zu machen, sie zu begreifen in ihrem eigensten Wesen, eben als Dinge, die so und nicht anders sein wollen, sollen und können. —

— „Wie er auf der einen Seite nicht unsicher und voreilig aus sich selbst hinausgriff und herumtastete, so ließ er eben so wenig die Auffendinge unsicher und hastig in sich eindringen, und sich von ihnen hin und her stoßen. Es wohnte in ihm ein bewundernswürdiges Bewußtsein von den nothwendigen Schranken des menschlichen Daseins, vermöge dessen wir uns niemals an Dingen versuchen, die uns nicht gemäß sind. Göthe nannte diese Schranken die „Fortificationslinien des menschlichen Daseins.“

— „Daß übrigens unsrem Dichter nach mehr als einer Seite hin Schranken gesetzt waren, über die er nicht hinaus konnte, versteht sich leicht von selbst. Daß Göthe mit der Philosophie der Zeit nichts anzufangen wußte, wird niemand, welcher den aus dem Boden der Wirklichkeit gewachsenen Dichtergeist, daß er für Musik unempfänglich war, niemand welcher die plastische Natur Göthe's nur einigermaßen begreift, ihm als eigentliche Schranke anrechnen. Die bemerkbarste aber, unzählige mal, jedoch meines Bedünkens noch niemals mit Einsicht und Gründlichkeit, viel weniger denn aus dem höchsten Gesichtspunkt betrachtete und besprochene Schranke ist die, daß er, der in alle Tiefen und zu allen Höhen des menschlichen Individuums hinab- und hinaufzusteigen vermochte, der alle Bewegungen der einzelnen Seele zu verstehen, zu bewältigen und dichterisch zu gestalten im Stande war, die Bewegungen der Nationen, das große Völkerleben nicht in Harmonie mit seinem eigenen Selbst setzen konnte.“

Die Antwort hierauf ist einfach. Dieser Mangel lag nicht in ihm, sondern in seiner Zeit, in der Zeit der alten hohlen Schranken, welche kläglich unter dem mistönnenden Geheul zerstörender Dämonen in Trümmer stürzten, ohne zunächst etwas in Aussicht zu stellen, als eben nur die Trümmer. Daß er es „hinsichtlich der französischen Revolution zu nicht mehr als einem tiefen Mißbehagen brachte, das er nicht zu einer dichterischen Ansicht zu steigern im Stande war,“ erklärt sich daraus, daß er „zu viel persönliche Verwandtschaft mit den letzten Elementen und mit den Anfängen“ dieser Bewe-

gungen einer neuen Zeit hatte. Ja, wahrlich, wer „Schiller den Dichter der Freiheit und Göthe den Dichter der Knechtschaft nennt,“ der „ist nicht werth, Schiller zu lesen.“

Mild und kräftig, streng und zart, weich wie Wachs im Aufnehmen und hart wie Stahl im Erfassen und bildenden Verarbeiten, ging er in großartiger Ruhe getreu seinem Genius nach durch eine Zeit des Schuttes und der Zertrümmerung, spät mit unglaublichem Greifenauge die ersten schwachen Anfänge eines neuen Aufbaus wahrnehmend. Wir aber, die „Epigonen“, das heißt, wenn ich es recht verstehe, die Söhne einer neu erblühenden Zeit, wir schauen an seinem Bild empor mit Schmerz, Bewunderung und Dank, mit Schmerz, daß er so arm war in seinem Reichthum, mit Bewunderung, daß er so reich war in seiner Armuth, und mit Dank für die goldenen Pfeile, die er uns hinterließ.

So steht nun sein Bild vor uns, von Meister Schwant haler den spätesten Zeiten vermacht. Es wurde am 22. Oktober 1844 in Frankfurt enthüllt. Der Dichter, in gereiftem Mannesalter, steht auf einem angebauten Berggipfel, den rechten Ellenbogen auf einen von Neben umrankten Baumstrunk stützend, an dessen Wurzel ein Lorbeer sproßt; in der Rechten hält er eine Rolle; die Linke ist mit dem schweren vollen Lorbeerkränze niedergesunken. Er trägt das monumentale Hausgewand und darüber einen Mantel, der oben über die rechte Schulter geworfen ist und unten in schweren Falten die Gestalt umhüllt. Alle die den Dichter im Leben kannten, finden in diesem mächtigen Bilde das theure Haupt und die Züge des verehrten Antlitzes wieder.

In den Reliefs am Piedestal sind vorn drei symbolische Figuren, und auf den drei übrigen Seiten Bilder aus Göthe's Dichtungen dargestellt.

Wir wollen die Hinterseite (Fig. 1.) zuerst, aber nur kurz anführen, weil der Reichthum von gedrängten Bildern, die sie entfaltet, uns zu sehr ins Weite treiben würde. Hier sehen wir die mit hochgehobenen Kränzen eingetretene Muse umgebend, auf der einen Seite Egmond, Tasso und Götz (die büstenartige Gestalt hinter ihnen ist wohl Aristophanes), auf der andern den Erbkönig, die Braut von Korinth, Prometheus, Hasis in seiner persischen Kutte, — eine Auffassung, welche höchst glücklich, wie es uns vorkommt, das was man sonst wohl das Genre zu nennen pflegt, auf den höheren, idealen Boden der Kunst emporgehoben hat. — Daß die gleichartigen Gestalten getrennt und vielmehr die fremdartigen oder gar im Gegensatz stehenden zusammen gestellt sind, das ist nichts andres als die unlogische Art von Classification, welche

anzuwenden der Künstler von seinem Genius jederzeit unwiderstehlich genöthigt werden wird. Streng logisches System, imperatorische Idee und gewalthätig triumphirende äussere Darstellung sind die Kennzeichen der romanischen Muse. Die germanische hat eine Keuschheit, welche schon vor der bloßen Conception erschrickt, als bald aber in ein wunderbares Gähren zwischen beschämter Jungfräulichkeit und hohem Siegesgeföhle geräth, und — das ist der Humor davon. Daher kommen die seltsamen Sprünge und Schrullen, welche den gegenwärtigen neuen Aufschwung der deutschen Kunst bezeichnen. Da schießt nun manches junge Talent Böcke, die in der Kunstgeschichte höheren Werth ansprechen als die vollendetsten Schöpfungen der Franzosen, welche übrigen (Ehre wem Ehre gebührt!) auch für den Fortschritt der Kunst das Verdienst des Impulses haben. Ja, das ist das Wort! hierin liegt ihre welthistorische Bedeutung: wenn es aber aus Ausführen kommt, so wissen sie nichts als Gewalt anzuthun, und eine künstlerische oder (was ganz dasselbe ist) eine natürliche Lösung klingt ihnen wie ein thörichtes Kindermärchen. Mich wundert nur, daß sie auch eine Anzahl Monate brauchen, um zur Welt zu kommen; aber es wundert mich nicht nur, sondern weil von Wundern alles zu erwarten ist, so gibt es mir auch große Hoffnung für unsre agilen Nachbarn. Weder wer sie haßt noch wer sich ihnen in die Arme wirft, ist ein guter Deutscher: mit all ihrem vorschnellen Dreinfahren haben sie uns wackere Nachbarsdienste geleistet; meine zweite Hoffnung, mit der ersten durchaus verwandt, ist, daß wir ihnen diese in unsrer stillen, humoristischen, nachzeugenden Weise dereinst noch vergelten können, und die dritte, welche eben nur wieder die erste und zweite ist, besagt, daß wir inzwischen keines weitem Dienstes von ihnen benöthigt sein werden. In der Kunst aber, seht an, was sie da unsrer guten Stadt überm Rheine drüben für zwei Theaterhelden aufgezwungen haben. Der eine, mit dem türkischen Säbel, gespreizt und die Sonne anschauend, daß der Heißsporn Percy bei diesem Anblick in sich gehen, sich besinnen und fassen würde; der andere mit der Druckerpresse, fast nicht minder hochmüthig sich „auftrömernd“ und renommistisch auf sein Buch mit den Worten schlagend: *Et la lumière fut!* Die Worte freilich sind gut, aber das Licht kommt niemals auf diese Weise. Seine Wirkung mag Märzwinde und Thauwetter bringen, aber sein Kommen ist so ruhig wie das Kommen des Gedankens. — Den Gedanken darzustellen als eine That, das ist die Riesenaufgabe der deutschen Kunst, und diese Betrachtung heißt mich Schwanthaler als bahnbrechenden Meister verehren.

Wie weit hat er schon die wahrhaft allegorische Langweiligkeit überflügelt, welche auf dem Piedestal unter einer nachdenklich-verdrießlichen Figur eigentlich einer Inschrift mit Angabe der Intentionen und Absichten bedurfte! Wie hat er in diesem so ruhig stehenden Bilde des Dichters den künstlerischen Gedanken und seinen Sieg verkörpert! Und wie vollkommen hat er ein schönes fürstliches Wollen in der still würdigen Haltung des edlen Karl Friedrich, dem sie vor Kurzem hier in Karlsruhe die Hülle abgenommen haben, dargestellt! Ja, hier ist mehr denn Bahn gebrochen.

Die Nebenselder haben jedes zwei symmetrische Gruppen. Das eine (Fig. 2.) zeigt uns den Harfner, auf dessen Saitenspiel sich Mignon lehnt, die beiden hilflosen Genien mit ihren Gefängen, von Wilhelm beschützt; daneben Hermann, seine Dorothea heimführend. Auf dem andern (Fig. 3.) sehen wir die griechische Jungfrau mit deutscher Seele, am Altar der Artemis den Freundschaftsbund zwischen Drest und dem König der Barbaren schließend; daneben eine Gruppe aus dem Drama, das den Dichter, oder, wovon dieser wieder nur der Repräsentant ist, den Menschen zum Gegenstande hat: Faust, den Höllenzwang öffnend, und Mephisto, der, mit einem Fuß in der Flamme, hinter ihm steht und ihm jenes „Ich sage dir, ein Kerl, der speculirt!“ einflüstert.

Die symbolischen Gestalten (Fig. 4.) auf der Vorderseite sind die dramatische und lyrische Muse, beide sitzend; die letztere hat mit gutem Grunde ein Füllhorn zu ihren Füßen liegen. Zwischen ihnen steht Klio mit dem Griffel, das epische Element des Dichters (welches durch Ungunst der Zeit in ihm nicht zur vollen Entfaltung gekommen ist) und seine wissenschaftlichen Bestrebungen andeutend.

Indem wir uns jedoch anschicken, den Gehalt, den künstlerischen Werth dieses Denkmals in einem Schlusswort auszusprechen, erinnern wir uns noch zu rechter Zeit, daß die Redekunst, wie sehr sie auch, so lange sie auf ihrem Gebiete bleibt, mit der bildenden zu wetteifern vermag, doch in demselben Augenblicke wo sie dieser auf ihren eigenen Boden zu folgen unternimmt, verstummen muß. Wir gedenken also den Meister, der diese lebende Säule goß, auf eine entsprechende Weise zu feiern, wenn wir das was er uns in seiner ehernen Sprache sagt, nicht sowohl vergeistigt (denn auch die bildende Kunst vergeistigt ihren Gegenstand), als vielmehr in der nur unmittelbaren Sprache des Wortes und der Schrift wiedergeben, nämlich in der Aussprechung des geistigen Eindrucks, welchen Göthe's Schriften machen. Und zwar (so leicht und mühelos wird uns unsre dießmalige Göthefeier!) geben

wir hiezu abermals dem Verfasser des bereits erwähnten Buches das Wort, die „Arbeit“ aus der Werkstätte des Meisters mit den „guten Reden“ des Mannes, den wir gerne unsern Lehrer nennen, begleitend, und hoffen so einen durch den andern zu ehren.

Wir wählen hiezu eine Stelle, welche zunächst nur von der lyrischen Muse unsres Dichters handelt, aber eben weil diese in der „Pyramide seines Daseins“ unter dem formenden Zueinandergreifen von Schicksal und Gemüth am reinsten aus dem Guffe gekommen ist, so müssen die Worte, welche seiner Lyrik gelten, auch zugleich den Gipfel seiner gesammten Poesie bezeichnen.

„In allen diesen Liedern sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die unruhige Hast der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt, und den rechten nur einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel bald zu wenig sagt, diese „menschliche Bedürftigkeit“ ist überwunden, ist „mit allen ihren Zeugen ausgestoßen.“ Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldenen duftenden Wein, dem man seine Heimath, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschnieckt, der aber von allem diesem nur die feinsten und lieblichsten Arome behalten und sie, in die köstlichste Weinblume vergeistigt, zusammengefaßt hat; — das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur das leise Beben derselben zittert noch, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes, sie begleitend, hindurch — Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahin schweben über den Aufbruch, die Plage und Pein dieses Lebens. Das innigste Gefühl für die Natur zieht durch alle diese Gedichte — Frühling und Herbst, Sommer und Winter spiegeln sich darin mit ihren Blüthen und fallenden Blättern, mit ihren Gluthen und Stürmen, aber niemals wird dieses

Naturgefühl zu einer in den Vordergrund tretenden Schilderung, zur Naturmalerei; eben nur das Frühlings- und das Herbstgefühl spricht sich aus, nur der Hintergrund ist Winter und Sommer, Herbst und Frühling: das Ganze des Gedichtes ist angehaucht von dem Blüthendufte des Mai's und dem stillen Abendglanz des Sommers, von der klaren Frische des Herbstes, von dem Regen- und Schneesturm des Winters: es ist keine Zeile, in der wir das Leben und die Wahrheit der Natur nicht fühlen, ohne daß sie uns ausdrücklich vorgeführt und beschrieben zu werden brauchte. Und überall sind es nicht schwankende unsichere von ihrem Boden losgerissene Gefühle, nicht Stimmungen und Anwendungen, welche uns vorgeführt werden — es sind überall wahre, lebendige Gestalten, es sind Bilder, die in sichern und festen Formen, in klaren und zarten Farben, es sind Handlungen, welche in der unmittelbarsten Wahrheit, in der bestimmtesten Haltung, in der naturgemähesten Folge sich uns darstellen. — Am großartigsten zeigt sich diese edle Plastik, diese erhabene Ruhe, die wie ein Poseidon aus der Tiefe der empörten Gewässer hervorsteigt und das wilde Element zum klaren Spiegel ebnet, in den der innersten Empfindung des antiken Mythos abgelauchten Stücken.“

Mit einem von diesen schließen wir und lassen den Dichter, auf dem schwer und treu erstiegenen Berge ruhend, von wo er in sein deutsches Land und von diesem auf die Menschheit schaut, die frommen seinem edlen und hohen Stande gemäßen Worte wiederholen:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.